

Unlearning School

Barbara Kuchler

Dass man in der Schule fürs Leben lerne, ist eine Aussage, die schon von Grundschulern mit höhnischem Lachen quittiert wird. Aber wie radikal wir in der Schule fehlsozialisiert werden fürs Studium – jedenfalls für das Studium „weicher“, sozial- und geisteswissenschaftlicher Fächer –, ist den meisten Studierenden (und Lehrenden) dann doch nicht in aller Konsequenz bewusst. Ich bin zu der Auffassung gekommen, dass jedem, der sich für ein solches Fach einschreibt, ein Gummihammer überreicht werden sollte, zusammen mit der Aufforderung, sich die zwölf Jahren Schule aus dem Kopf zu prügeln.

Ich möchte insbesondere drei Dinge herausgreifen, an denen man in der Schule die genau falsche Haltung lernt und einverseelt bekommt. Der erste Punkt betrifft das Halten von Referaten – den Stil der oberflächlichen Aneignung und Zusammenschneidung von Inhalten. Der zweite betrifft das Schreiben – die Gewöhnung an einen quick-and-dirty-Schreibstil, der den Einstieg in ernsthafte Schreiberberufe und Schreibaufgaben erschwert. Der dritte betrifft die allgemeine Haltung gegenüber der Welt – die sei's brave, sei's widerspenstige Reaktion auf fremddefinierte Inhalte, die den Mut und die Notwendigkeit zur eigenen Weltaneignung ersetzt.

Referate, oder: „Wie zieh ich das auf PowerPoint?“

Als Schüler hält man Dutzende, wenn nicht Hunderte von Referaten, und Referatehalten wird in der Schule als Aufgabe vom Typ „selbstständiges Arbeiten“ behandelt, so dass es naheliegend ist, dies als Vorbild für das Schreiben von Hausarbeiten an der Universität zu nehmen. Das ist indes ein tragischer Fehlschluss, denn nichts liegt einer gelungenen Hausarbeit an der Uni ferner als ein Referat am Gymnasium. Wie hält man ein Referat? Man sucht sich – meist wenige Tage vor dem Termin – ein paar Informationen aus dem Netz zusammen und führt sie in eine PowerPoint-Datei zusammen. Auf diese Weise übt man eine an der Universität ganz fatale Kompetenz: die *oberflächliche Integration von Inhalten*. Inhalte werden integriert in dem Sinn, dass sie in ein einheitliches Layout und einheitliche Spiegelstrichlisten überführt werden.

An der Universität ist diese Form des Arbeitens schlechterdings inadäquat. Hart gesagt handelt es sich dabei um die oberflächliche Klitterung von Undurchdachtem und Halbverstandenen. Jahr für Jahr, Semester für Semester, werden unzählige Hausarbeiten abgegeben, die in diesem Stil geschrieben sind. Es handelt sich um Collagen aus lose gekoppelten, kaum miteinander integrierten Einzelabschnitten (etwa: 1. Theorie, 2. Anwendungsfall, 3. Fazit, oder: 1. Autor A, 2. Autor B, 3. Vergleich), die lieblos unter irgendeine pseudomäßige Fragestellung gestellt werden, die in Einleitung und Fazit vage

umrissen wird. Oft dient das, was als Fragestellung ausgewiesen wird, nur dazu, die Wahllosigkeit und Undurchdachtheit des Inhalts zu verdecken.

Was an der Universität gefordert ist, ist eine ganz andere Art von Integration von Inhalten, nämlich die *gedankliche Integration*. Diesen Zustand erreicht man durch harte Arbeit – durch geistiges Herumwälzen von Inhalten, bis man weiß, wie alles zusammenhängt, bis man sich von Formulierungen und Begriffssprachen ablösen kann und selbst darüber nachdenken kann, was das alles bedeutet, bis man Wichtiges und Unwichtiges, Passendes und Unpassendes unterscheiden kann und genau die Elemente herausfiltern kann, die für einen selbst wichtig sind, und das alles so formulieren kann, dass ein stringenter Argumentationsstrang sichtbar wird. Studierende sind oft überrascht bis schockiert, wenn man ihnen sagt, dass das, was sie geliefert haben, nicht genügt, dass das nicht gemeint war mit „Bearbeiten Sie eine Fragestellung“. Sie begreifen nicht, was fehlt, und es ist nur mit großer Mühe und Geduld möglich, es ihnen verständlich zu machen. Das ist, aus soziologischer Distanz betrachtet, auch logisch, denn es geht dabei um den Übergang in einen anderen gesellschaftlichen Funktionsbereich: von Bildung zu Forschung, oder vom Konsum von Wissen zur Produktion von Wissen.

An der Schule und sonst in der Gesellschaft ist man *Konsument* von Wissen. Man nimmt Wissen auf, das irgendwo in der Gesellschaft schon existiert, eignet es sich mehr oder weniger nachhaltig an oder benutzt es für irgendwelche Zwecke. Man googelt „Leukämie“ und erhält eine lange Reihe von Fakten zur Entstehung und Behandlung von Leukämie; man googelt „marxistische Arbeitswertlehre“ und erhält einen mehr oder weniger verständlichen Einblick in ein durchgeformtes Begriffsuniversum. In der Universität, im Einzugsbereich der Wissenschaft, ist man dagegen *Produzent* von Wissen. Irgendwo muss das ganze Wissen, das in der Gesellschaft herumschwirrt, ja erstmalig erarbeitet worden sein, es muss in den Begriffsfabriken und Faktenminen dieser Welt geschürft und geschliffen werden sein. Was man sich für ein PowerPoint-Referat herunterzieht, hat irgendwo irgendjemand erstmalig gedacht und geschrieben. Was nachher, für den Konsumenten, ein unproblematisch gegebener Wissensbrocken ist, ist dies am Anfang nicht gewesen. Es ist zunächst nicht ein Faktum gewesen, sondern eine Hypothese, ein wackliger Befund, eine gewagte Verknüpfung, und ist zu einem festen, herunterladbaren Wissensbrocken erst geworden (Latour 1987).

Wer studiert, muss sich eine Haltung Wissen gegenüber aneignen, die dieser Rolle der Wissenschaft als originärer Wissensproduzentin entspricht. Wissen ist hier unsicher, zu erarbeiten, zu erkämpfen, zu erringen. Thesen, Aussagen, Argumente müssen der Welt und der Auseinandersetzung mit Texten und Problemen abgerungen werden. Man darf nicht einfach reproduzieren, was anderswo steht, denn es könnte falsch sein, veraltet sein, irrelevant sein, schlampig gedacht sein oder für den eigenen Kontext unpassend sein. Man darf auch nicht einfach Dinge aneinanderreihen, die in irgendwelchen Quellen stehen, denn sie passen vermutlich nicht umstandslos zusammen, und man muss sorgfältig prüfen, was zusammenpasst, was sinnvoll kombiniert werden kann und was nicht. Alles ist zu hinterfragen, selbst zu durchdenken, in eine stimmige Ordnung zu bringen; man kann sich nicht darauf verlassen, dass das jemand schon gemacht hat, dass das schon alles stimmen wird und Hand und Fuß haben wird, das muss man vielmehr selber machen. Deshalb ist es unendlich viel schwerer, einen wissenschaftlichen Text – auch eine Studienarbeit – zu schreiben als ein Schulreferat. Texte von Studierenden werden der Grundidee nach an

diesem Standard gemessen, auch wenn Studierende natürlich noch keine „richtigen“ Wissenschaftler sind und deshalb für sie ermäßigte Anforderungen gelten.

Was heißt das konkret für das Schreiben von Hausarbeiten? Der erste Arbeitsschritt ist nicht – obwohl das in vielen Anleitungen zum wissenschaftlichen Schreiben steht –, eine Gliederung zu erstellen. Vielmehr muss man sich *mit einem Problem auseinandersetzen*. Die besten Hausarbeiten entstehen, wenn der Autor ein echtes Problem hat: eine unbeantwortete Frage, ein unverstandenes Problem, eine Vermutung, über die man unsicher ist und die man überprüfen will. Nur dann arbeitet man sich an etwas ab, statt mechanisch ein paar Autoren und Texte zu referieren. Um ein Problem zu klären, muss man zunächst *lesen*, muss Informationen ansaugen, und dann muss man die gewonnenen Informationen *durchdenken*, und zwar in einem Grad von Gründlichkeit, das im Schülerleben schlechterdings unbekannt ist. Man muss daran arbeiten, die einzelnen Informationsstückchen – Begriffe, Befunde, Theorien, Thesen, Argumente, Fälle – so zusammenfügen, dass sich ein stimmiges Gesamtbild ergibt: eine überzeugende Interpretation des fraglichen Sachverhalts, eine klare Entgegensetzung zweier Positionen, oder eine scharfe These, formuliert vor einem Hintergrund, der ihre Neuheit oder ihren Provokationsgehalt deutlich macht.

Dieser Prozess ist kein mechanischer, in dem man innerhalb von ein paar Tagen oder Wochen eine Reihe vorgegebener Schritte abarbeitet. Es ist ein wilder, unplanbarer, chaotischer und oft genug schmerzhafter Prozess, der in der Regel in die eine oder andere Verzweiflungsphase führt. Das ist die typische Erfahrung von jedem, der wissenschaftlich arbeitet: Man kommt an Punkte, an denen man ratlos ist, nicht mehr weiter weiß, überfordert ist mit der Fülle von Literatur oder nicht mehr weiß, was man eigentlich sagen will. Das ist gewissermaßen die Natur des wissenschaftlichen Arbeitens; wenn alles schon klar wäre und es nur um mechanische Reproduktion ginge, wäre es keine Wissenschaft.

In dieser Phase hilft es oft, den betreuenden Dozenten zu fragen – er kann meist Präzisierungen, Klärungen, Einschränkungen liefern und einen vor Abwegen bewahren. Den Dozenten zu kontaktieren, ist ein Schritt, vor dem Studierende oft zurückschrecken, weil sie ihn für irgendwie illegitim halten, für ein Eingeständnis eines Scheiterns. Nichts könnte irriger sein. Eine wissenschaftliche Arbeit zu schreiben, ist absolut nicht einfach, und sich dabei Hilfe von einem Profi zu holen, ist absolut legitim, sinnvoll und jederzeit zu empfehlen. Es handelt sich hier um normale Schwierigkeiten beim geistigen Arbeiten, die von Studierenden, die darauf nicht eingestellt sind, als individuelle Defizite, unglückliche Pannen und peinliches Versagen wahrgenommen werden (Ruhmann 2000).

Schreiben, oder: „Man versteht doch, was ich meine“

In der Schule absolviert man die meisten Prüfungsleistungen in Form von Schulaufgaben, und das heißt: handschriftlich und unter Zeitdruck. Das Schreibprodukt wird von einem Leser entgegengenommen, der vorab schon alles weiß und prüft, ob bestimmte Inhalte gelernt und richtig reproduziert wurden. Auf sprachliche Feinheiten, auf die Rundheit oder gar Leserfreundlichkeit der Darstellung, kommt es dabei nicht an, kann es angesichts der Knappheit der Zeit gar nicht ankommen.

Schüler gewöhnen sich dadurch an einen Stil des Schreibens, der an der Universität unbrauchbar und ungenießbar ist. An der Universität – wie übrigens auch sonst im Leben: in Zeitungen, Onlineredaktionen usw. – schreibt man Texte für Leser, die nicht schon alles wissen, sondern die *informiert* werden wollen, in verständlichen, gut lesbaren Sätzen, und die *geführt* und *überzeugt* werden wollen, durch die überlegte, stimmige, griffige Präsentation eines Arguments. Das erfordert ein Ausmaß der Arbeit am Text – Arbeit an Sätzen, an Formulierungen, an Leserführung, an Argumententwicklung und Argumenteschärfung –, das die Vorstellungskraft von Abiturienten sprengt.

Gefordert ist zunächst ein hohes Maß an sprachlicher Genauigkeit. Wenn man mit Studierenden daran arbeitet, erntet man oft ungläubiges Staunen und die Frage: „Sind wir denn hier im Deutschunterricht?“ Ihnen scheinen Satzstruktur und Wortwahl oberflächliche, irrelevante Problemchen zu sein, die den Inhalt nicht berühren. Dem ist aber nicht so. Damit ein Leser sich einen Gedanken aneignen kann, muss dieser in sprachlich einwandfreier und stolperfreier Form vorgebracht sein. Sätze müssen grammatisch aufgehen; es ist nicht egal, wenn irgendwo die grammatische Konstruktion reißt und der zweite Teilgedanke in einer sprachlichen Hopplahopp-Aktion hinterhergeschmissen wird. Wörter müssen überlegt gewählt werden, man muss sich die Mühe machen, zu verwendeten Substantiven passende Verben finden und umgekehrt. Sätze müssen aneinander anschließen; wenn man einen Satz an eine andere Stelle im Text verschiebt, muss man ihn in der Regel umformulieren, muss Bezüge, Redundanzen, Satzstellungen umbauen, damit er an die neue Stelle passt. Solange der Leser beim Lesen über Sätze und Formulierungen stolpert, solange ist der Text nicht gut genug.

Es ist leicht, solche Ansprüche als überzogen literarisch zu sehen und die Haltung einzunehmen: „Das habe ich doch gemeint“, „Das steht doch ungefähr da“, oder „Der Dozent wird schon verstehen, was ich meine“. An der Universität genügt es aber nicht, wenn ein gutwilliger Leser irgendwie verstehen kann, was gemeint ist, und bestimmte Inhalte wiederkennt. Die Sozialwissenschaften sind über weite Strecken sprachbasierte Wissenschaften, wo es auf die Art ankommt, *wie* Dinge gesagt werden: auf die Fähigkeit, Dinge präzise zu sagen und mit den richtigen Begriffen zu sagen; die Fähigkeit, Dinge im richtigen Abstraktionsgrad zu sagen, und variieren zu können, in welchem Abstraktionsgrad man etwas sagt: mal anschaulich-leserfreundlich, mal abstrakt-komprimiert, oder: am Ende des Textes kompakter und voraussetzungsvoller als am Anfang. Bei hohen Ansprüchen muss man zu jeder Aussage denjenigen Satz, diejenige sprachliche Ausdrucksform finden, die den gemeinten Sinn am besten transportiert.

Weiter erfordert universitäres Schreiben eine wohlüberlegte Anordnung von Elementen in einem Text. Man muss sich fragen: Was braucht der Leser zuerst, was später? Wie kann man theoretische und empirische Elemente, oder referierende und kritische Elemente, oder aus verschiedenen Theorieperspektiven formulierte Elemente, am besten miteinander verknüpfen? Was ist zentral, was ist nebensächlich? Was schließt aneinander an? Was ist einfach und was ist komplex, was ist elementar und was ist voraussetzungsreich? Wo braucht es ein Beispiel, damit das Gesagte verständlich wird, wo kann man etwas abstrakt sagen? All dies kann immer weiter optimiert werden, bis jeder Teilgedanke seinen bestmöglichen Platz gefunden hat. Im Idealfall leistet jeder Satz einen angebbaren Beitrag zur Entfaltung eines Arguments, das von der ersten bis zur letzten Seite durchentwickelt wird. – Wie gesagt: im Idealfall. Ein real existierender Text wird davon immer ein Stück

entfernt sein. Aber man sollte zumindest wissen, wie hoch die Decke ist, nach der man sich strecken kann.

In der Schule genügt es, wenn man Dinge hinschreibt, die richtig sind, oder die jedenfalls nicht falsch sind, so dass der Lehrer an ihnen nichts auszusetzen findet. Das ist an der Universität nicht mehr so. Geschriebenes muss hier nicht nur richtig sein, es muss zusätzlich auch noch sinnvoll ausgewählt, gut formuliert, klar und logisch präsentiert und begrifflich konsistent sein. Schreiben heißt nicht: Sätze hinschreiben, die richtig sind. Schreiben heißt: dem Leser ein Argument in durchdachter, mühelos verständlicher und im Idealfall auch noch anschaulicher und eleganter Art und Weise präsentieren. Das Ziel ist ein Text, der dem Leser maximales Verständnis bei minimaler Mühe verschafft. Es gilt der Satz: Einer leidet immer – der Autor oder der Leser (Swantje Lahm). Und ich möchte hinzufügen: Es sollte nicht der Leser sein.

Ich und die Welt, oder „Was juckt mich Kant?“

Wenn man Studienanfängern in ihrer Campustasche neben Campusplan und Kugelschreiber noch etwas mitgeben könnte, müsste es Mut sein. Mut zum Denken, Mut zum freien Umgang mit Texten, Mut zum freien Formulieren, Mut zum Experimentieren, Mut zum Scheitern, Mut zur ehrlichen Selbsteinschätzung und Selbstkonfrontation, und letztlich: Mut zum Erwachsenwerden.

In zwölf Jahren Schule gewöhnt man sich leicht an eine Haltung der braven Reproduktion fremdgesetzter Inhalte: Man zieht sich rein und spuckt wieder aus, was einem vorgesetzt wird. Die Alternative ist eine Haltung der Verweigerung und jugendlichen Aufsässigkeit: eine „Leck mich am Arsch“- oder „Scheiß drauf“-Haltung, die ein Desinteresse gegenüber den Gesetzen und Gedanken der Erwachsenenwelt signalisiert. Man pfeift auf Goethe und Schiller, auf Kant und Rousseau in derselben Haltung, in der man auf dem Schulgelände eine Zigarette raucht oder im Park einen Joint dreht. Man probt den Aufstand gegen eine fremdbestimmte Ordnung, die einen nervt. Was fehlt in dieser Welt des Schülers, ist eine Haltung zur Welt, die auf eigenen Beinen steht und ihr eigenes Gesetz in sich trägt. Denn auch die Haltung des aufsässigen Schülers ist ja letztlich noch eine parasitäre Haltung. Sie setzt voraus, dass jemand da ist, der die Welt definiert, und zwar hart und haltbar genug, dass man sein eigenes Selbstverständnis daraus ziehen kann, sich ihr entgegenzusetzen.

In der Universität kommt man dann in eine Welt, die letztlich für Erwachsene gebaut ist. Hier steht man vor der Aufgabe, eine eigene Position in der Geisteswelt zu finden, diese Welt ein Stück weit anzunehmen und mitzugestalten. Das gilt jedenfalls für Fächer wie Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft, Literaturwissenschaft usw., in die man ohne das Abenteuer des eigenen Denkens nicht hineinfinden kann, die man nicht durch das Absolvieren eines vorgegebenen Lernprogramms erlernen kann. Man kommt in solchen Fächern auf die Dauer nicht zurecht, ohne sich mit bestimmten Theorien, Positionen, Forschungsrichtungen, Forschungsthemen zu identifizieren, andere dafür abzulehnen und dafür die Verantwortung zu übernehmen. Man muss in ganz anderer Weise selbstverantwortlich und selbstgesteuert agieren, oder jedenfalls macht das Studium nur dann wirklich Sinn. Der Mut zur Selbstbestimmung und Selbstverantwortung – letztlich: der Mut zum Erwachsenwerden –

beginnt bei Mikro-Dingen wie Exzerpteschreiben und endet bei der Frage: Was will ich eigentlich im Studium? Was will ich eigentlich im Leben?

Studierende solcher Fächer werden oft angehalten, Exzerpte von gelesenen Texten zu schreiben, und Dozenten sind grundsätzlich überrascht und enttäuscht angesichts der Bravheit dieser Exzerpte. Sie liefern in aller Regel eine uninspirierte, von eigenen Akzentsetzungen und Wertungen freie Wiedergabe des Inhalts, meist Schritt für Schritt die Reihenfolge der Abschnitte reproduzierend. Die Dozenten hätten überhaupt nichts dagegen, freche Zuspitzungen zu lesen, pointierte Kompaktzugriffe und respektlose Kommentare, die Exzerpte könnten gern auch radikal selektiv sein, die Hälfte des Textes ignorieren und nur die andere Hälfte kommentieren, sie könnten nach Belieben eigene Drehungen vornehmen, eigene Assoziationen herstellen, Fragen stellen, Position beziehen. Von all dem findet sich in 95% der Exzerpte nichts; sie sind gewissermaßen um Dimensionen zu brav.

Warum ist das so? Dahinter steht die Angst, Fehler zu machen: die Angst, etwas auszulassen, etwas zu übersehen, etwas misszuverstehen, irgendeiner Anforderung nicht gerecht zu werden. Diese Angst ist noch die Angst des Schülers, und sie ist an der Universität ganz fehl am Platz. Denn worum geht es bei einem Exzerpt? Es geht darum, dass jemand einen Text gelesen und sich irgendwie damit auseinandergesetzt hat, und das kann man auf tausenderlei Arten tun. Nichts kann passieren, wenn man eigene Gedanken wagt – seien sie auch falsch oder bei näherer Betrachtung unhaltbar –, wenn man den Inhalt des Textes nur selektiv aufnimmt, wenn man mit eigenen Zugriffen oder Vorlieben herangeht und daraus vielleicht eine eigenwillige Interpretation des Textes zieht, die der Dozent nicht teilt. Es sind keine Fälle bekannt, wo Exzerpte wegen ungebührlicher Eigenständigkeit nicht akzeptiert wurden. Es macht auch nichts, wenn man Fehler macht. Nur aus Fehlern kann man lernen, oder jedenfalls lernt man aus Fehlern viel mehr als aus der lauwarmen Zusammenfassung von leidenschaftslos gelesenen Inhalten.

Es macht auch nichts, wenn man in einem Exzerpt notiert: „Den Rest des Textes verstehe ich nicht“, oder „Ich verstehe nicht, was der Autor will“. Ehrliches Unverständnis und Markierung von Punkten mit Verständnisproblemen ist tausendmal besser und produktiver als die Strategie, undurchsichtige-aber-wichtige Passagen zu unterstreichen und sich selbst ein Verständnis zu suggerieren, das nicht vorhanden ist (Salvatori 2000). Gefragt ist mithin immer auch der Mut zur Ehrlichkeit. Das gilt im Übrigen nicht nur fürs Textelezen, sondern auch fürs Hausarbeitenschreiben, wo man sich ehrlich die Frage stellen muss: Habe ich eine Fragestellung oder habe ich keine? (Und: Was ist überhaupt eine Fragestellung?) Habe ich ein wirkliches, inhaltliches Problem, das ich klären will, oder eine These, die ich vertreten will, oder habe ich eine nur verbal integrierte Pseudo-Frage, die mir als Alibi dient, um 15 Seiten vollzuschreiben?

Der Mut zur eigenen Entscheidung ist aber auch auf ganz anderen Ebenen gefordert, etwa beim Finden von Studienschwerpunkten und der Bewältigung der Flut von Anforderungen, die die formale Studienordnung bereithält. Studienpläne sind meist mit Modulen und Prüfungsleistungen so überladen, dass man zu einer ernsthaften intellektuellen Auseinandersetzung mit irgendwelchen Inhalten gar nicht mehr kommt und nur mit dem Lösen des „Punkte-Sudokus“ beschäftigt ist (Kühl 2012). Statt alle Module brav und gleichmäßig abzustudieren, sollte man dann in sich gehen und sich fragen: Was interessiert mich, was interessiert mich nicht? In welche Teilbereiche des Studiums (welche Seminare, welche Themen ...) will ich Energie investieren, welche mache ich nur gezwungenermaßen und auf Sparflamme? Wenn man z.B. im Soziologiestudium feststellt, dass einen

soziologische Theorien gar nicht, soziologische Methoden dafür sehr interessieren, oder wenn man im Geschichtsstudium feststellt, dass eine antike Geschichte gar nicht, frühe Neuheit dafür sehr interessiert, kann man die Module des jeweils ungeliebten Bereichs nur pro forma und mit Minimalaufwand studieren (d.h. nicht mehr als ein „Bestehen“ anpeilen) und die freiwerdende Energie in die bevorzugten Bereiche stecken.

Es ist normal, dass man auf manche Bereiche des Studiums und manche Texte aus Seminaren mit Gelangweiltheit reagiert. Wenn man aber auf *fast alle* Bereiche und *fast alle* Texte so reagiert, braucht man den Mut sich zu fragen: Bin ich im richtigen Fach? Wenn man nicht wenigstens für manche Teilgebiete „Feuer fängt“, ist man vermutlich im falschen Fach. Dann ist es besser, sich anderswohin aufzumachen, statt uninspiriert noch zwei Jahre weiterzustudieren bis zum bitteren Abschluss. Das ist kein beklagenswertes Scheitern, vielmehr sind Versuch und Irrtum normaler Bestandteil einer Studienbiographie und vieler erfolgreicher Berufskarrieren. Auch der damit verbundene „Verlust“ von Zeit sollte einen nicht allzu sehr beunruhigen angesichts der Tatsache, dass, auch wenn man das Studium erst mit 27 abschließt, man bis zur Verrentung immer noch vierzig Jahre arbeiten kann.

Was heißt Erwachsenwerden? Auf einer Ebene geht es darum, dass man eine eigene Wohnung hat, seine Wäsche selbst wäscht und sein eigenes Geld verdient. Für Akademiker stellt sich aber auch die Aufgabe, im intellektuellen Sinn erwachsen zu werden. Man kann eine geistige Heimat zu finden – einen Ort in der Geisteswelt, wo man sich am richtigen Platz fühlt, eine Denk- und Arbeitsweise, mit der man in die Welt gehen kann. Im glücklichen Fall hat man beim Abschluss des Studiums eine Identität als Historiker, oder Pädagoge, oder Romanist – eine Identität, die trägt, die einen Berufsweg eröffnet und einem ein gewisses Maß an innerer Richtung und Befriedigung gibt.

Die Universität ist ein Ort, wo man in diesem Sinn erwachsen werden kann. Sicherlich wird man Kompromisse machen müssen mit der Universität als einem Ort, wo Klausuren geschrieben, Module abgehakt und Punkte gesammelt werden. Aber es sollte einem zumindest gesagt werden, dass es im Kern um etwas anderes geht. Die Universität, wenn man sie richtig anpackt, lässt Platz für eigene Entscheidungen, für eigenes Denken, für einen Prozess der Selbstfindung, der einen aus der Welt der Schüler und Jugendlichen endgültig herausführt und in höhere (oder tiefere?), rauhere (oder mildere?), jedenfalls andere Zonen des Lebens führt.

Literatur

Kühl, Stefan, 2012: Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie. Bielefeld: transcript.

Latour, Bruno, 1987: Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers through Society. Cambridge Mass.: Harvard University Press.

Ruhmann, Gabriela, 2000: Keine Angst vor dem ganzen Satz. Zur Schreibförderung am Studienbeginn, in: Deutschunterricht 53/1: 43–50.

Salvatori, Mariolina Alzzi, 2000: Difficulty: The Great Educational Divide, in: P. Hutchings (Hrsg.), Opening Lines: Scholarship of Teaching and Learning, S. 80–93.